

# Neu-Bräunfelfer Zeitung.

Ein Organ der deutschen Bevölkerung von West-Texas.

Herausgegeben von Ferdinand Lindheimer.

Jahrgang 3.

Freitag, den 9. November 1855.

Nummer 51.

Die Neu-Bräunfelfer Zeitung erscheint jeden Freitag und kostet vierteljährlich \$ 1 jährlich \$ 3 in Vorauszahlung. Anzeigen bis zu 10 Zeilen, einmal inserirt, kosten \$ 1, dieselben dreimal inserirt \$ 1.50, dieselben auf 4 Jahr \$ 4.50, auf 7 Jahr \$ 7.50, und auf 1 Jahr \$ 12. Anzeigen von mehr als 10 Zeilen im Verhältnis. Abonnenten auf das Blatt zahlen für Anfertigung nur die Hälfte dieser Gebühren.

## Eine Hochzeit zu St. Petersburg.

Der folgenden Erzählung, welche höchlich wahr ist, liegt ein Ereignis zu Grunde, das sich vor einigen Jahren in Petersburg zugetragen und in allen Kreisen der Bevölkerung, namentlich aber in den höchsten, das größte Aufsehen erregt hat; ein Aufsehen, das um so größer war, je unerwarteter und schmerzlicher die Entwicklung, je undurchdringlicher das Geheimniß, in das sich eine der Hauptpersonen wälzte, je tiefer das Still-schweigen war, das gegen einen eben so mächtigen, als geachteten Mann beobachtet wurde.

Fräulein Marie K. war Ehrendame der Kaiserin. Es war ein allerliebste junges Mädchen von achtzehn Jahren, von schlanter und edler Gestalt; sie hatte reiche schwarze Haare, eine süßliche Gesichtsfarbe, und ihre schwarzen Augen, die unter den langen Wimpern hervorblitzten, verriethen eben sowohl tiefe, leidenschaftliche Gluth, als die sanftesten Bewegungen feinsten Geistes. Diese ihre Schönheit, die in Petersburg, wo die meisten Frauen blaue und weniger ausdrucks-volle Augen, eine weiße matte Gesichtsfarbe und blonde magere Haare haben, außerordentlich hoch geschätzt wird, hatte Fräulein K. einen großen Kreis von Anbetern, von feinsinnigen und schmeichelnden Liebhabern zugezogen, und mit etwas mehr Coquetterie und weniger Bescheidenheit für friedliebende Zurückgezogenheit wäre es ihr ein Leichtes gewesen, das Zepher der Alleinerbschaft im Gebiete der Schönheit und der Mode den Damen Hof, von Woronoff, Olga Danilowoff, und Troubetski, diesen Göttingen der russischen Salons, an deren Thron Ansehens-würdige und schöne Männerwelt nieder zu setzen. Unter den hohen Herren des Hofes, auf die ihre Reize den bedeutendsten Eindruck gemacht hatten, befand sich auch ein dem höchsten Adel angehöriger Cavalier, einer der ausgezeichneten und bedeutendsten Männer des Staates, der auf einem Moskauer Ball bei der reichen Fürstin Wellesch Gelegenheit gehabt hatte, die schöne K. ganz in der Nähe beobachten und nach Belieben freizeu zu können, ohne daß sie sein reges Interesse für sie und ihren Sitz über ihn bemerken konnte.

Die nahm gerade an jenem Abend an einer russischen Quadrille Theil, die sie mit unendlicher Grazie in dem geschmackvollen alten Nationalcostüm tanzte. Ein russisches Häubchen umschlang in Form eines Diadems das reizende Haupt; die reichen Locken des dunklen Haars gielten Rosen und Perlen; ein prächtiges Nieder, das eine Schleife von Saphiren zusammenzog, umspannte den zarten Leib, gehoben durch den kurzen Rock von purpurfarbem Sammet, der in großen Falten von den Lenzen niederwallte. Der hohe Herr war ganz bezaubert. Derartig in jenem Alter, das in der Regel vor derartigen jugendlichen Wallungen schützt, hatte er sich dennoch einige Minuten jener leichteren Empfindungen und süßen Träumereien bewahrt, die das Gebe der Jugend sind und meistens im späteren Alter dem Gorgeiz und der Doldelheit weichen müssen. Nicht einen Augenblick verließen seine Blicke ihren mit sich bezaubernden Theilnahme erfahrenden Gegenstand, die schöne Ehrendame. Aber Fräulein K., sei es nun, daß sie in strengen Grundfagen erzogen worden, die sie die Anträge eines Mannes zurückweisen ließen, der zugleich Gatte und Familienvater war; sei es, daß eine würdigere Liebe ihr Herz fesselte, that lange Zeit, als bemerkte sie gar nicht die Verfolgungen und die Werbung, deren unausgesetzter Gegenstand sie war, und auf die manche Andere so stolz gewesen wäre. Doch gerade dieser Widerstand vermehrte das heisse Verlangen desjenigen, den sie verschmähte, steigerte dessen Flamme zur unheimlichen Gluth, und wo hätte endlich das arme Mädchen immer alle den Muth berechnen sollen, den Mann, der so jählich und schmeichelnd bat, zurückzuweisen, den Mann, der in aller Anlag der Schönheit, nach aller Begriffe der vornehmste, edelste, nach aller Maßstäbe der lebenswürdigste des ganzen Kaiserreichs war? Wie hätte sie nicht gerührt sein wollen von solcher Zärtlichkeit, geschmeichelt von solcher Verab-lasung und liebreicher Ergebenheit, verblendet von all dem Glanze, der ihn umgab? un-gewöhnlich bleiben sollen für die Verführungen der Gültigkeit, taub für die Rathschläge einer unglugen Mutter? Nach langem Schwanken wich sie; taub aber war sie gefallen, so verabscheute sie ihre Schwärze, die Liebe, die sie für den Oberst B. in ihrem Innern

begte, erwachte mit tieferer Gluth als je, und sie sah mit verzweifeltem Ernste ein, daß sie sich nicht nur der Schande, sondern auch ewiger Reue überantwortet, ja einen Fehltritt begangen habe, der durch nichts wieder gut zu machen sei.

Paul B. war Flügeladjutant des Kaisers und verband mit einer hohen Geburt und äußeren Vorzügen eine Bildung, die weniger oberflächlich und leicht war, als die der meisten Offiziere der russischen Garde. Seine Familie stand mit der des Fräuleins K. in den freundschaftlichsten Verhältnissen, und so war er mit dem jungen Mädchen gewissermaßen aufgewachsen, eine Jugendbekanntschaft, die jene tiefen Bande zärtlicher Anhänglichkeit und Liebe in seinem Herzen zurückließ, die man nur einmal empfindet.

Von dem Kaiser für den Kriegsdienst im Kaukasus bestimmt, war Paul B. zu der Dame seines Herzens gekommen, um von ihr Abschied zu nehmen, und sie zu gleicher Zeit um eine Haarlocke zu bitten. „Nicht ein Liebespfand soll es sein, um was ich Sie bitte — hatte er zu ihr gesagt — es sei ein Andenken für den Freund ihrer Kindheit, eine Reliquie für den Vandalen, ein Talisman für den Soldaten.“ Und in der That, das dem jungen Krieger vermachte Denkzeichen schien ihm wirklich vor Unglück bewahrt zu haben, denn trotz seiner gegen jene kriegerischen Stämme glänzend bewiesene Tapferkeit, hatte er auch nicht eine Wunde bekommen, und er lebte nach achtmonatlicher Abwesenheit nach Petersburg zurück, auf seiner Brust den St. Annenorden als Denkmal ehrenvoller Auszeichnung.

Paul, der nie aufgehört hatte, sich für den Verlobten von Fräulein K. zu halten, entschloß sich nach seiner Rückkunft förmlich um ihre Hand anzuhalten; aber in dem Augenblicke als er auf dem Wege war, den entscheidenden Schritt zu thun, wurde durch einen unheiligen Umstand sein Herz ein Raub der qualvollsten Zweifel, der verzweifelnden Unsicherheit. Einer seiner Freunde nämlich, ein Offizier im holländischen Jägercorps, erzählte ihm, daß er vor einiger Zeit, als er in Parolow-Zelo gerade Dienst gehabt, in dem holländischen Garten daselbst, durch eine Mauer hindurch ein geheimnißvolles Geräusch, die unterdrückte schwache Stimme einer Frau und eines Mannes vernommen habe. Der Ton des Mannes sei zwar bittend, doch mehr be-schuldigend, der der Frau schüchtern und ängstlich gewesen. Da er den höheren Stand der dort Anwesenden vermuten mußten und die Gefahr einer Entdeckung gefürchtet habe, habe er sich sogleich entfernt, im Weggehen aber einen Mann erblickt, der den Körper gänzlich durch einen großen Mantel verhüllt, den militärischen Hut tief in die Stirne gedrückt, aus einem Gebüsch jenes Parkes hervorgetreten sei. Bald hierauf habe ein junges Mädchen, bleich und sichtbarlich in dumpfem Zustand, sich schüchtern nach dem Ort der Verabredung begeben, das Muth in ein Taschentuch verborgen, am entgegengesetzten Ende jene Laube verlassen.

„Ihr Wuchs und ihr Gang — fuhr der-felbe in seiner Erzählung fort — verriethen mir sogleich Fräulein K. Den Mann, der bei ihr gewesen, habe ich trotz seiner Vermummung ebenfalls erkannt.“

Nachdem der Offizier seine Erzählung geendet, sah er erst die Wirkung, welche dieselbe auf seinen Freund hervorgebracht hatte. Ein bitteres Lächeln schwebte auf seinen Lippen, ein Zeichen tiefer zerkleinerter Seelenangst. Er drückte schweigend die Hand des Offiziers und schritt mit wankendem Schritte, wie ein Betrunkener, der Wohnung des Fräuleins K. zu, wofür er sich anmelden und um eine Unterredung bitten ließ.

Fräulein K. kam ihm lächelnd und freundlich entgegen und leitete ihn in der reizendsten Stellung, voll einnehmender Grazie, die Hand zum Kusse dar. Der Oberst verborgte sich, ohne ein Wort zu sprechen; ihm fehlte aller Muth dazu, denn schon die ersten Worte seiner angetretenen Geliebten hatten einen solchen Zauber auf seinen Geist ausgeübt, daß ihm das Wort auf der Lippe er-sinken mußte.

„Sie wissen, theuerste Marie — hob er endlich an, nachdem er sich gesammelt hatte — welche reine Liebe ich für Sie im Busen hege, jeden Ihrer Blicke, das seltsame Lächeln Ihres Mundes hätte ich gern mit meinem Blute erkaufte. Als ich in den Kaukasus zog, gaben Sie mir eine Haarlocke, ich legte sie auf mein Herz und war unverwundbar. Aus diesem süßen Wunderglauben meiner Zärtlichkeit hat Gott wirklich eine Wahrheit ge-

macht. Für mich waren Sie nicht mehr ein Weib, ein schwaches, hilfloses Wesen der Kindheit und Schönheit, sondern ein Engel, schön und tugendreich, wie jene himmlischen Geschöpfe unserer Phantasie. Sie dieser Krone der Unschuld beraubend, dieses jungfräulichen Lichtglanzes der Keuschheit, dieses anerkennenswürdigen Heiligthums, hieß den Glanz an alle Tugenden und Heiligkeiten verlieren, wäre schlimmer als der Tod!“

Der Oberst schwieg. Fräulein K. war bleich und ihre Hand hielt sich krampfhaft an ihrem Toiletentischchen.

„Und nun, sagen Sie mir — fuhr Paul nach einer Weile fort, und er zitterte wie ein Verbrecher beim Anblicke des Schaffots — sagen Sie mir, ob Sie können, ob Sie meine Frau werden wollen?“

Marie mußte sich außerordentlich anstrengen, um den Schreden, der ihr Inneres in diesem peinlichen Augenblicke quälte, zu überwinden. Sie beklagte sich bitter über das Unrecht, das ihr angethan worden und fragte nach der Ursache dieses entsetzlichen Verbrechens. Der Oberst wiederholte jetzt Wort für Wort, was er vorhin vernommen.

Fräulein K. erlebte und erdöbelte nach-einander beim Anhören dieser Erzählung; sie wagte nicht, jene geheimnißvolle Zusammenkunft in Parolow-Zelo zu läugnen, noch die Verfolgungen in Abrede zu stellen, deren unausgesetzter Gegenstand sie gewesen.

Sie beschränkte sich auf die Behauptung, daß sie, gefesselt und unterjocht durch ihre Liebe, im Stande gewesen sei, jedem Besuche zu trogen, für jede Verführung unzugänglich zu bleiben.

Diese Versicherung belebte wieder mit einem Strahl von Hoffnung die Gesichtszüge des Obersten, die abgespannt und abgehornt eine tödtliche Blässe bedeckt hatte; doch war das höchste Glück seines Lebens zu sehr auf dem Spiele, als daß er dieselbe nicht ohne einigem Mißtrauen und qualende Unruhe aufgenommen hätte. Er zog daher ein goldenes Crucifix aus der Brust hervor, das an einem blauen Bande von seinem Halse herabhing und die theure Reliquie, die Haarlocke seiner Geliebten, in sich schloß, und sagte, indem er es Fräulein K. darbot:

„Können Sie mir auf dieses Crucifix Ihre Unschuld durch einen heiligen Eid beschwören?“

Marie wurde stumm und unschlüssig ihre Blicke umher. Der Oberst, den dieses Schwören niederdrückte, behand darauf, aber diesmal mit einem Tone, der mehr den Ausdruck des Schredens, der Angst, als Erbitterung war. Und nun blieb dem unglücklichen Mädchen keine Wahl mehr. Die geheime Hoffnung, die Folge ihres Fehltrittes verheimlichen zu können und später doch seine Vergebung zu erlangen, ihre Liebe für ihn, die heißer geworden war, seitdem sie sich schuldig fühlte, das Gefühl der Schande, die Furcht seiner Verachtung für jenen Augen-blick in welchem sie sich betäubt und vernichtet, hielten sie, entschlossen, Sie schwor.

Paul, jetzt von ihrer Unschuld überzeugt, fiel ihr zu Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küßen und Thränen der Reue.

Nichts lag ihm nun näher, als eiligt Schritte für die Einmüthigung ihrer Familie zu thun; er hielt um ihre Hand an, und die thörichten Eltern sahen, indem sie sich zu Mißthätigen der unseligen Pöge machten, mit Freuden Ja zu der Heirath, die unmöglich war.

Fräulein K. war guter Hoffnung.

Marie K. und Paul B. wurden einige Tage nachher in der Domkirche zu Kasan getraut.

Der Kaiser, dessen Oberst und Adjutant Paul B., wie die Kaiserin, deren Ehrendame Fräulein K. war, bekehrten den feierlichen Akt der Trauung mit ihrer Gegenwart. Doch drückte ein düsterer Gedröck beinahe instink-tiv den Geist aller Versammelten nieder, und Jedermann fiel die ungemein ängstliche Miene des Obersten, wie die außerordentliche Blässe der Braut auf. Und dieses Erkennen vermehrte sich noch, als die beiden Verlobten, nachdem sie die demselben Reich ge-trunken, dreimal Hand in Hand den Altar umgeben hatten, um hierdurch symbolisch die eheliche Einigkeit und Treue anzudeuten, denn alle Kraft verließ plötzlich die Braut und nur mit Hilfe ihrer Mutter, die sie mit kräftigen Armen unterstüßte, konnte die zer-trümmerte Braut endlich abgeführt werden.

Aber als der Hochzeitsgast den beiden Gatten nacherte und gegen die Hand über sie aus-breitete, wurde Marie immer blässer; unge-

bessere Angst zitterte in allen ihren Gliedern, mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens betrachtete sie die ausgestreckten Hände, das gelbe Gesicht, die wallenden Haare und den weißen ehrwürdigen Bart des Priesters, schauerte von Seelenstürmen gefoltert zu-sammen und fiel ohnmächtig nieder.

Nachdem sie durch die thätige Hilfe ihrer Mutter und des Obersten wieder zu sich selbst gebracht worden war, wechselte sie leise einige Worte mit ihrer Mutter und wart von diesem Augenblicke an ruhiger und gefasster.

Abermals war glänzender Ball. Der Oberst war sehr nachdenkend und ernst. Die Stunde war gekommen, die Neuvermählte wurde von ihrer Mutter in ihr Brautgemach geführt; bald verfügte sich auch Paul dahin. Das Verschwinden des Brautpaares wurde kaum bemerkt, und als Madame K. wieder den Saal betrat, wurde der Ball aufs Neue fort-gesetzt, da erstente plötzlich ein durchdringen-der gellender Schrei und Schreden ergriff die ganze Versammlung. Man stürzte in das häusliche Gemach. Die Thüre, die von innen verschlossen war, wurde eingestürzt. Da lag Marie K. mit gelohem Haare ausge-streckt auf dem Boden, in ihrer Brust fünf Dolchschläge, im Blute schwimmend.

Oberst B. stand, an die Thürschwelle ange-gelehrt, todtähnlich und düsteren Blickes da und krampfhaft hielt seine Hand noch das blü-tige Messerinstrument. Als er Madame K. ansichtig wurde, lächelte er wild mit furchter-lichem Grimme, näherte sich ihr, sogte sie am Arme und schleppte sie mit Gewalt vor die Thüre ihrer Tochter.

„Jeden das Seine, Madame — grinst er mit entsetzlichen Schreie — der Gatte hat jetzt keine weiteren Ansprüche mehr; geben Sie nun dem Liebhaber, was diesem gebührt.“

Dieser Mord wurde vor kein Gericht ge-bracht, Oberst B. erlitt keine Strafe. Er lebte in den Kaukasus, jenseits anderer Sibirien, zurück. Dort lebt er noch, auch wird er daselbst bleiben, bis eine feindliche Kugel seinem Leben ein Ende macht. Fräulein K. aber kam wieder auf, Dank der Sorgfalt und den Bemühungen des kaiserlichen Leibarztes, doch hat sie Petersburg verlassen und sich in eine Einsamkeit begeben, deren Hülle seither noch Niemand durchdrang.

Da nach der großen Anstrengung bei der Errückung der Seite des Obersten eine Zeit der Erholung in den dortigen Kriegsoperativen eingetreten zu sein scheint, so muß sich die Menge des jetzt lebenden Publikums noch eine Zeit lang mit nach-träglichen Berichten von dem Schicksal jener Schreckensszenen futtern lassen und so bringen wir denn auch heute einen Auszug aus einer englischen Correspondenz, in der jeder Schaulustig von einem Augenzeugen berichtet wird.

Ann. d. Not.

Die Raubvögel über ein gefallenes Thier, so überfielen die Franzosen die Stadt und plünderten Alles, was zu plündern war. Auf jedem Schritte, den ich in der Stadt that, fand ich unsere plündernden Missethäter. Nur wenige unserer Soldaten waren unter ihnen zu bemerken und sie centralisirten erbeutlich mit ihren Waffengefährten. Die Franzosen behandelten das Geschloß mit einer wahrhaft ausgezeichneten Geschicklichkeit, die von Paris zeugte. Stühle, Tische, Spiegel, Arz-phenomenamente, Küchengeschirre, Brennwein-fässer, Betten — Alles figurirte unter dem Daubengetragenen.

In unserem Lager schlugen die langjähri-gen „enfants de la France“ ihren Markt auf und ließen sich hohe Preise für die russi-schen Dinge bezahlen, die ihrerseits wieder Käufer fanden, denn Jeder möchte gern etwas aus Stalopost mit nach Hause bringen.

Unsere Soldaten wurde das Plündern verboten, während die Franzosen „carte blanche“ hatten; darüber ärgerten sich namentlich unsere „Krymen“ weidlich. Paddy hat auch seinen Geschmack an englischen Goldstücken und wenn er den commoziellen Juwelen Haufen Goldes einsehen sieht, so muß er Klüße zwischen den Zähnen, die glücklicherweise von seinem Allirten nicht verstanden werden.

Ich besuchte am nächsten Tage die Scene des Gemegels. Man hatte die Todten be-reits angelesen. Die Offiziere wurden ins Lager gebracht — die Soldaten in den brei-ten und tiefen Abdangraben gebettet. Und das war ein Anblick, entsetzlich genug, um ein Herz von Eisen zu bewegen.

Der Graben war von unseren Todten beinahe gefüllt. Ich sah beinahe auf Alle nieder, welche in den letzten Scenen der e-s-montlichen Tragödie vor dem Süden Seba-

topels ein blutiges Spiel misgespielt. Es waren beinahe sämtlich ältere Männer, barte Gesichter, viele mit offenen Augen, wie sie der Tod überrascht, viele mit geschlossenen Augen, wie schlafend. Unter ihnen einige Russen, schmerzer Gequalten mit verzerrten häßlichen Gesichtern.

Um Neban selbst wurden Soldaten begraben, wo sie fielen. Der Feind hatte die meisten seiner Todten und Verwundeten mit sich geschleppt.

Entsetzlich waren die Verletzungen, welche unser Heer dem Neban zugefügt; das Auge sah nichts als demontirte Kanonen, in Trümmer geworfene Bruchwehren, zerbrochene Wagen — jeder Fußtritt war von un-fertigen Kugeln gewühlt, das Unterste nach oben gekehrt.

Ich betrat außerhalb des Nebans einen Punkt, von welchem ich die Stadt übersehen konnte. Welcher Anblick! Davon hatte man sich mit dem besten Fernrohre keinen Begriff machen können. In Stadtteilen, wo man voraussetzen durfte, daß alles un-verseert geblieben, nichts als Ruinen. Bomben und Kugeln hatten alles durcheinander-geworfen, darüber umgeworfen, Mauern nieder-gerissen — beinahe kein Haus, das nicht wie zerstückt aussah.

15. Sept. In der letzten Stunde vor Polabang theilte ich Ihnen einige Worte über den Zustand der Stadt und der Werke mit.

Was gleich beim Eintritt in den Neban überrascht, das sind die breiten und soliden Bruchwehren. Es ist eine Masse von Bausteinen, Felsblöcken und Erde, unmöglich von Geschützspitzen zu beschädigen. Die dicksten unterer und der französischen Vertheidigungs-werke verhalten sich zu diesen, wie Papier zu Deckeln.

Nachdem der Neban befanden sich unter-irdische Wachtthürme, ausgehattet mit Feuer-steinen, Knochenschichten, Banken &c.; andere von kleineren Dimensionen sind offenbar von den Offizieren besetzt gewesen, das sah man an den Leberresten von schönen Gläsern, leeren Champagnerflaschen, Bäckern und al-ten Zetteln.

Hinuntergehend vom Neban kam ich zu den langen Regierungsgebäuden, welche ab-wärts gegen den Hafen fallen, an dem Punkt, der gegenwärtig mit den Ruinen des Forts St. Paul bedeckt ist. Da war nichts als eine Masse von Ruinen zu sehen und man kann sich kaum einen Begriff von dem An-blicke machen. Die etwas entfernter stehen-den Gebäude, einige in wahrhaft großartigen und geschmackvollen Stile erbaut, wa-ren weniger zerstört, aber immer genug, um die furchterliche Wirkung unserer Kugeln sehen zu können.

Eine der Esplanaden überschreitend, kam ich zu der Schiffswerfte und zu den Bassins. Die Verbeeringen hatten hier ziemlich gen-de und die Maffigkeit der Werke hat wohl auch daran gehindert, daß die Russen selbst daran Hand angelegt hätten. In einer der weitesten Schleusen lag noch rauchend ein großes Kriegsschiff. Die Maschinenrie und andere Eisengegenstände vollständig ste-hend, doch wie leicht erklärlich, vom Feuer hart beschädigt.

Am Ufer des Canals, welche zur Nacht-fahrt, hatten die Reste der ungeladenen Säge-mühlen, auf welche ich so oft vom Gatschare-Hügel herabsah. Dann kamen die Ruinen von verbrannten Booten und Schiffen aller Größen, die Mastspitzen der zerstörten Kriegs-fahrzeuge &c.

Ich ging weiter zur Seite des Quai in eine Reihe öffentlicher Gebäude, Magazine, Hospitaler &c., hier fand ich einen Theil un-seres Landtransport-Corps beschäftigt, etwa 4-500 russische Leichen anzusehen, die ent-lang des Quais und zwischen den Gebäuden gefunden wurden.

Eine andere große Masse Todter wurde in einem Gewölbe entdeckt, in Haufen über ein-ander geschichtet. Nach ihrem Zustande zu schließen, mußten sie etwa acht Tage daselbst gelegen haben.

Unter jenen Leiden, welche zwischen den Gebäuden gefunden wurden, entdeckte man zwei Körper, welche noch lebten. Ein Sol-dat, der sich durch Zufall in die Stadt geflo-hen, ehe noch die „behördlichen Autoritäten“ eingetreten waren, meinte, daß er Tags vor-her noch einige Dufent lebend gesehen habe. In einem andern Gewölbe wurden etwa 30 andere eingelagerte Leichen gefunden; nach der Wäse und sonstigem nach waren es Offiziere. Das Transport-Corps plünderte an den Todten, was noch zu plündern war. Ange-nommen konnte die Beschäftigung nicht sein,

denn die Vertheilung eines Höllengelockt.

Von diesen Dingen, die dem Quai hinab-falle eine breite Blutrinne; ohne Zweifel von den Verwundeten, welche die Russen auf Schiffe schleppen konnten. Die Wunden Derjenigen, welche seit mehr als 3 Tagen da waren, bewiesen, daß sie nicht verbun-den waren. Da hätten wohl noch Hunderte errettet werden können.

Auf der andern Seite der Bucht, im Hin-tergrunde des Forts St. Nicolas, sah ich die Franzosen einen Mörser bedienen, welcher ge-gen eine Arbeiter-Partie der Russen gerichtet wurde, welche seit mehr als 3 Tagen da waren, bewiesen, daß sie nicht verbun-den waren. Da hätten wohl noch Hunderte errettet werden können.

In der Nähe des einst so schön construir-ten Fort St. Paul und einiger umliegenden Häuser, die ebenfalls von den Russen ver-wüstet waren, hatte ich eine ungeübtere Uebersicht über den ganzen Hafen vom Fort Konstantin am Meer bis zur Tschernaja.

Die Ruinen der in den Grund gebobenen russischen Kanonenschiffe und die Leberreste an-derer schöner Kriegsfahrzeuge war Alles, was von der stolzen russischen Flotte im schwarzen Meere übrig geblieben.

Die unbeträchtliche Breite des Hafens läßt mit unbefangenen Auge alle Bewegungen genau sehen, welche im Norden gemacht wer-den. Außer den Forts und einigen öffent-lichen Gebäuden ist nichts als eine Masse von Holzstücken und Zellen zu sehen, zwischen denen ein lebendiges Treiben herrscht und mehr als ein Zeichen, daß sich der Feind dort festzusetzen gedenkt.

Ich kehrte nach dem Lager durch jenen Theil der Stadt zurück, welcher hinter dem Malofski liegt und durchschritt diesen fest. Mit wenigen Ausnahmen sind die Häuser in diesem Theile der Stadt untergeordneten Ran-ges. Die Straßen sind breit — die innere Einrichtung der Häuser hat den und besann-ten altäthischen Character, wenn dieser über-baupt noch zu erkennen ist; denn was von Dürren, Fenstern, Balken, Diwanen &c. übrig blieb, wurde von untern langjähri-gen Al-tierten verstreut. Was nicht weggetragen werden konnte wurde zerstört, bis auf die Blumen und die Bäume in den kleinen Gärten.

Sonderbar ist es, daß der allgemeine Glau-be herrscht, es existiren noch zahlreiche Minen, welche nicht gesprengt wurden und die noch immer auffliegen sollen. Warum sie nicht untersucht und vernichtet werden, ist kaum begrifflich. Wenn man sich auf ge-wissen Punkten den französischen Schütz-wachen nähert, so warnt der Soldat, nicht zu nahe zu kommen, denn er stehe auf einem Pulver-magazin, das jede Minute auffliegen könne. Das ist charakteristisch für die kalte Bravour der Franzosen.

Was weiter? Das ist nun die Frage. Eine Masse von Gerüchten geht durch das Lager; doch macht sich vor allem die Meinung geltend, daß vor dem nächsten Frühjahr kaum eine Entschel-dung im Felde gescheit wird und daß wir hier überwintern werden. (I. D. S. R. D.)

(Folgendes ist ein Auszug aus einem län-geren Artikel des San Francisco Journals, welcher damals von Herrn Julius Hrehl redigirt wurde. Dieser Auszug, der durch mehrere Zeitungen gegangen ist, wird hoch-lich aus unfern Feiern um so mehr willkom-men sein, da wir nach dem Ende September erfolgten Austritte des Herrn Hrehl von der Redaction des Journals und seiner Ab-reise von San Francisco jedoch kein Gehees-product dieses trefflichen Journalisten zu Gesicht bekommen können.)

## Die Weltpolitik.

Amerika und Rußland sind die beiden Pole der politischen Welt geworden, und zwischen ihnen liegt das weltliche Europa als Ueber-gang in der Mitte. So ist es räumlich, so ist es dem Prinzip nach, und dieses große Verhältniß der Weltpolitik wird sich aus dem gegenwärtigen Kriege immer klarer und be-stimmter herausentwickeln. So lange die Mitte stark ist, mögen die beiden dadurch aus-einander gehaltenen Pole sich anziehen; in dem Verhältnisse, in welchem die Mitte ge-schwächt wird und die Extreme einander näher rücken, wird ihre Anziehung sich vermindern, und endlich sogar in Abstoßung verwechseln. Es ist unabweislich, daß der gegenwärtig erst recht beginnende Krieg zwischen Rußland und dem weltlichen Europa zu Ende gebracht wird, ohne daß die Vereinigten Staaten hin-zugezogen werden, und wenn Preußen und Oesterreich mit ganz Deutschland auf Seite

Rußlands treten, so scheint es in den Augen der moralischen oder politischen Staat zu liegen, daß die Sympathie dieses Welttheiles endlich noch zu Gunsten der Westmächte in die Waagschale fallen wird.

Die gegenseitige Stellung der Völker ist zum höchsten Grade von der höchsten Macht abhängig, die wir den freien Willen der Menschen nennen, und die selbst in dem wenigsten was sie bewirkt, nur eine andere Form ist, in der sich die Notwendigkeit der Natur und der unter ihrer Herrschaft stehenden Geschichte geltend macht.

Es sind drei Grundbedingungen, von denen die Entwicklung der Staaten ausgeht, und welche alle drei dem Willen des Menschen überlegen sind: die geographische Lage und Beschaffenheit der Länder, in welchen die Staatsbildenden Völker sich sehrgeliebt haben, — das Naturreich der Race oder Rassen, aus denen diese Völker bestehen, — und ein stilles Prinzip, welches, aus beiden und andern vorangegangenen Bedingungen hervorgegangen, im Anfang entscheidender Staaten zur Geltung kommt, ohne daß es möglich ist zu sehen, wozu es führen wird, und ohne daß es weiter ausgeführt werden kann, nachdem man angefangen hat seine Konsequenzen zu erkennen. Durch diese drei Grundbedingungen ist den Völkern die Rolle vorgezeichnet, welche sie in der Entwicklung unserer Geschlechter zu spielen berufen sind.

Unter diesem Gesichtspunkte betrachten wir auch die gegenwärtigen politischen Verhältnisse der Welt.

Rußland und Amerika, geographisch an die beiden Extreme der civilisierten Welt gestellt, repräsentieren zugleich in stiller Beziehung zwei Extreme, welche beide in gleichem Grade in der menschlichen Natur begründet sind, beide ihre gleich notwendige Anwendungsgebiete hinter sich und vor sich haben, und mit ihrer Wechselwirkung einen Teil der kommenden Geschichte ausfüllen müssen.

Aus allen Gründen, welche die Geschichte darbietet, glauben wir nicht an eine nahe bevorstehende Republikanisierung Russlands, so wenig wie wir daran glauben, daß in naher Zeit Amerika zu monarchischen Staatsform zurückkehren könnte. Beide, die monarchische und die republikanische Staatsform, haben durch ihre bevorstehende lebhafteste Wechselwirkung der Menschheit noch eine große Schule zu eröffnen, aus welcher stützliche Resultate hervorgehen müssen, die wir jetzt noch kaum zu ahnen im Stande sind. Alle die großen Interessen, die wir neuerdings mit dem Namen des Sozialismus zu bezeichnen gewohnt sind, können nur durch die in dieser Wechselwirkung des Monarchismus und Republikanismus entwickelten sittlichen und intellektuellen Kräfte ihre Kritik finden und ihr Recht verlangen. Der prinzipielle Kampf zwischen diesen politischen Gegensätzen ist noch bevorstehend, nicht als ein Kampf der Theorie, sondern als ein Kampf der wirklichen Verhältnisse bestehender Staatsysteme und ihrer realen Interessen.

Zwischen Rußland und Amerika liegt räumlich auf der einen Seite die indisch-chinesische Welt, auf der andern das westliche Europa in der Mitte. Die indisch-chinesische Welt ist zu passiv, um eine eigene mittlere Stellung einnehmen zu können. Die europäische Welt längerer Zeit Ansehens zu ihrer Geschichte von Außen. Zu den Ansehens aus dem westlichen Europa sind in neuerer Zeit Ansehens aus Rußland gekommen, und zu beiden werden sich Ansehens aus Amerika gesellen. Die indisch-chinesische Welt wird der Zummelpunkt der drei großen politischen Mächte oder Gruppen von Mächten werden, in die sich der active Teil der Menschheit zu gliedern begannen hat. Das westliche Europa dagegen wird zwischen den beiden Extremen seine selbständige Rolle, die des Ueberganges und der Vermittlung zwischen beiden spielen, eine Rolle, die eben so unvermeidlich wie notwendig für die Entwicklung der Menschheit ist.

Sprechen wir also Europa die Möglichkeit ab, sich republikanisch zu organisieren? Keineswegs. Glaubt man aber, daß Europa den Republikanismus für Europa eben so unmöglich, wie für die europäischen Verhältnisse ungenügend sein würde.

Das Letzte ergibt sich leicht, wenn man von der politischen auf die sociale Frage übergeht, welche letztere in Europa eine weit wichtigere als die erstere ist. Das System der freien und rücksichtslosen Concurrenz mit dem „hellen Wettstreit“, das System, welches in Europa die Klagen des neueren Proletariats hauptsächlich hervorgerufen hat, ist in Amerika zu einer noch viel vollkommeneren Entwicklung gelangt als in Europa, und da hier seine Folgen andere sind, führt es in der neuen Welt erst recht Fuß. Zugleich ist es das ökonomische System, welches dem politischen der Vereinigten Staaten vollständig entspricht. Beide Systeme, das politische des „hellen Wettstreits“ und das „hellen Wettstreit“ gehören zu demselben System, und wo das eine sich nicht halten kann, ist auch das andere nicht dauernd möglich. Wir sind also Europa aus politischen Reformen ausgeschlossen, seine Staatsverfassungen werden niemals eine bloße Copie der amerikanischen sein oder werden können.

Es ist leicht einzusehen, daß diese Veränderungen schon das Programm der Politik Napoleons I. gewesen sind, Napoleon III. hat dasselbe von seinem Vorfahren geerbt. In der That, alle die oft wunderbar aussehenden Schwabjäger des ersten französischen Kaiser erhalten ihre vernünftige Bedeutung durch diesen zusammenhängenden Gedanken. Er hat keinen Anstand genommen, zur Vergrößerung der Vereinigten Staaten beizutragen.

dem Systeme der Zwangsarbeit und des Zwangsens juradite ren können, welches in Rußland zu erneuerter Ausbildung gelangt ist und dem der politische Zustand Rußlands entspricht. Das westliche Europa wird unter allen Umständen zwischen Amerika und Rußland in der Mitte stehen, mit welchem Glück und welchen Erfolgen, muß man dahin abwarten lassen.

Während das monarchische Rußland und das republikanische Amerika sich als die beiden großen geographischen und zugleich politischen Gegenpole der politischen Welt verhalten, ist Europa, so weit es nicht ruffisch ist, zum Schuttpole des Widerstreites und der Wechselwirkung beider politischen Organisationsformen bestimmt, und aus dieser Wechselwirkung müssen mit Notwendigkeit sociale Gestaltungen hervorgehen, welche einen neuen Charakter entwickeln und einen eigenständlichen Fortschritt des Menschengeschlechtes bezeichnen. Man kann in Bezug auf die Auffassung und Ausföhrung der Staatsidee das Verhältnis kurz auf folgende Weise ausdrücken: 1. In Rußland wird zu viel regiert; 2. in den Vereinigten Staaten wird zu wenig regiert; 3. im westlichen Europa wird an der falschen Stelle zu viel, an der falschen Stelle zu wenig regiert und 4. schlecht regiert wird überall.

Der Widerstreit zwischen Staaten oder Staatensystemen, welche nach verschiedenen Prinzipien organisiert sind, kann indessen niemals ein bloßes Prinzipielles sein. In Gegenwart werden materielle Interessen, die freilich zum Theil, aber niemals ganz, mit den Prinzipien in Verbindung stehen, für ihr Verhalten in den meisten Fällen den Ausschlag geben. Aber der Widerstreit zwischen solchen Staaten oder Staatensystemen kann auch niemals als bloßes auf die Interessen beschränkt werden, ohne die Prinzipien zu berühren. Nach beiden Motiven in Verbindung müssen sich politische Grundgesetze und Grundsätze, Allianzen und Kriege richten. Dies gilt von den jetzigen europäischen Staatsverhältnissen, und gilt von dem Verhältnis der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Rußland und zum westlichen Europa. Zwischen den Vereinigten Staaten und Rußland besteht ein Widerstreit der Prinzipien, aber es ist noch kein Widerstreit der Interessen. Der Conflict ist daher bis jetzt kein unmittelbarer, sondern liegt nur in dem entgegengegesetzten Einflusse, welchen sie auf die Welt und namentlich auf das zwischen ihnen liegende Europa ausüben und immer mehr ausüben werden. Die Zeit des unmittelbaren Conflictes wird aber auch kommen.

Dieses zwischen ihnen liegende Europa aber muß in sich selbst wieder die Position der großen Weltmacht im kleineren Maßstabe wiederholen. Es stellt im Osten eine Gruppe von Staaten dar, die wir mehr oder minder unter dem Einflusse des russischen Prinzips sehen. Es hat im Westen, in Großbritannien und Irland, seinen historischen Zusammenhang mit dem amerikanischen Prinzip und seinen Uebergang zum amerikanischen Systeme und zwischen beiden liegt ein Centrum, welches für Europa ist, was Europa für die politische Welt; der Mittelpunkt und damit der Kampfpunkt der Extreme.

Dieses Centrum, nicht nur des europäischen Staatensystemes, sondern überhaupt des ganzen politischen Weltorganismus, ist Frankreich. Aber es kann keinen Augenblick unklar sein, daß für ein richtiges Gleichgewicht der europäischen Politik, — für ein Gleichgewicht, wie es von dem gegenwärtigen Weltverhältnisse gefordert wird, der Schwerpunkt zu weit nach Westen liegt, sowie überhaupt die ganze östliche Seite ein ungehöriges Uebergewicht erlangt hat und noch mehr zu erlangen droht. Dieses Gleichgewicht zu restituieren, ist die historische Tendenz, welche dem gegenwärtigen Kriege um Grunde liegt, — ob mit oder ohne vollkommener Arbeit des Bewußtseins, ist dabei gleichgültig. Es handelt sich in der politischen Welt um folgende Dinge, welche Prinzipien und Interessen gemeinschaftlich in sich fassen.

1. Rußland ist in der jetzigen Gleichgewichtsverhältnisse der politischen Welt zu schwer. 2. Der Schwerpunkt der politischen Welt liegt zu weit im Westen von Europa. 3. Der russische Einfluß hat einen zu breiten Fuß auf das nicht ruffische östliche Europa gesetzt. Und was muß also geschehen, um einen befriedigenderen Zustand herzustellen? 1. Rußland muß im Ganzen geschwächt werden. 2. Das Centrum Europas muß mehr nach Osten gerückt werden und mehr Gewicht erhalten. 3. Zwischen dieses Centrum und Rußland müssen selbständige politische Uebergangsglieder eingeschoben werden, die dem russischen Einflusse widerstehen können.

Es ist leicht einzusehen, daß diese Veränderungen schon das Programm der Politik Napoleons I. gewesen sind, Napoleon III. hat dasselbe von seinem Vorfahren geerbt. In der That, alle die oft wunderbar aussehenden Schwabjäger des ersten französischen Kaiser erhalten ihre vernünftige Bedeutung durch diesen zusammenhängenden Gedanken. Er hat keinen Anstand genommen, zur Vergrößerung der Vereinigten Staaten beizutragen.

Es ist leicht einzusehen, daß diese Veränderungen schon das Programm der Politik Napoleons I. gewesen sind, Napoleon III. hat dasselbe von seinem Vorfahren geerbt. In der That, alle die oft wunderbar aussehenden Schwabjäger des ersten französischen Kaiser erhalten ihre vernünftige Bedeutung durch diesen zusammenhängenden Gedanken. Er hat keinen Anstand genommen, zur Vergrößerung der Vereinigten Staaten beizutragen.

Man hat den Versuch gemacht, das System der Zwangsarbeit und des Zwangsens juradite ren können, welches in Rußland zu erneuerter Ausbildung gelangt ist und dem der politische Zustand Rußlands entspricht. Das westliche Europa wird unter allen Umständen zwischen Amerika und Rußland in der Mitte stehen, mit welchem Glück und welchen Erfolgen, muß man dahin abwarten lassen.

Während das monarchische Rußland und das republikanische Amerika sich als die beiden großen geographischen und zugleich politischen Gegenpole der politischen Welt verhalten, ist Europa, so weit es nicht ruffisch ist, zum Schuttpole des Widerstreites und der Wechselwirkung beider politischen Organisationsformen bestimmt, und aus dieser Wechselwirkung müssen mit Notwendigkeit sociale Gestaltungen hervorgehen, welche einen neuen Charakter entwickeln und einen eigenständlichen Fortschritt des Menschengeschlechtes bezeichnen. Man kann in Bezug auf die Auffassung und Ausföhrung der Staatsidee das Verhältnis kurz auf folgende Weise ausdrücken: 1. In Rußland wird zu viel regiert; 2. in den Vereinigten Staaten wird zu wenig regiert; 3. im westlichen Europa wird an der falschen Stelle zu viel, an der falschen Stelle zu wenig regiert und 4. schlecht regiert wird überall.

Der Widerstreit zwischen Staaten oder Staatensystemen, welche nach verschiedenen Prinzipien organisiert sind, kann indessen niemals ein bloßes Prinzipielles sein. In Gegenwart werden materielle Interessen, die freilich zum Theil, aber niemals ganz, mit den Prinzipien in Verbindung stehen, für ihr Verhalten in den meisten Fällen den Ausschlag geben. Aber der Widerstreit zwischen solchen Staaten oder Staatensystemen kann auch niemals als bloßes auf die Interessen beschränkt werden, ohne die Prinzipien zu berühren. Nach beiden Motiven in Verbindung müssen sich politische Grundgesetze und Grundsätze, Allianzen und Kriege richten. Dies gilt von den jetzigen europäischen Staatsverhältnissen, und gilt von dem Verhältnis der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Rußland und zum westlichen Europa. Zwischen den Vereinigten Staaten und Rußland besteht ein Widerstreit der Prinzipien, aber es ist noch kein Widerstreit der Interessen. Der Conflict ist daher bis jetzt kein unmittelbarer, sondern liegt nur in dem entgegengegesetzten Einflusse, welchen sie auf die Welt und namentlich auf das zwischen ihnen liegende Europa ausüben und immer mehr ausüben werden. Die Zeit des unmittelbaren Conflictes wird aber auch kommen.

Dieses zwischen ihnen liegende Europa aber muß in sich selbst wieder die Position der großen Weltmacht im kleineren Maßstabe wiederholen. Es stellt im Osten eine Gruppe von Staaten dar, die wir mehr oder minder unter dem Einflusse des russischen Prinzips sehen. Es hat im Westen, in Großbritannien und Irland, seinen historischen Zusammenhang mit dem amerikanischen Prinzip und seinen Uebergang zum amerikanischen Systeme und zwischen beiden liegt ein Centrum, welches für Europa ist, was Europa für die politische Welt; der Mittelpunkt und damit der Kampfpunkt der Extreme.

Dieses Centrum, nicht nur des europäischen Staatensystemes, sondern überhaupt des ganzen politischen Weltorganismus, ist Frankreich. Aber es kann keinen Augenblick unklar sein, daß für ein richtiges Gleichgewicht der europäischen Politik, — für ein Gleichgewicht, wie es von dem gegenwärtigen Weltverhältnisse gefordert wird, der Schwerpunkt zu weit nach Westen liegt, sowie überhaupt die ganze östliche Seite ein ungehöriges Uebergewicht erlangt hat und noch mehr zu erlangen droht. Dieses Gleichgewicht zu restituieren, ist die historische Tendenz, welche dem gegenwärtigen Kriege um Grunde liegt, — ob mit oder ohne vollkommener Arbeit des Bewußtseins, ist dabei gleichgültig. Es handelt sich in der politischen Welt um folgende Dinge, welche Prinzipien und Interessen gemeinschaftlich in sich fassen.

1. Rußland ist in der jetzigen Gleichgewichtsverhältnisse der politischen Welt zu schwer. 2. Der Schwerpunkt der politischen Welt liegt zu weit im Westen von Europa. 3. Der russische Einfluß hat einen zu breiten Fuß auf das nicht ruffische östliche Europa gesetzt. Und was muß also geschehen, um einen befriedigenderen Zustand herzustellen? 1. Rußland muß im Ganzen geschwächt werden. 2. Das Centrum Europas muß mehr nach Osten gerückt werden und mehr Gewicht erhalten. 3. Zwischen dieses Centrum und Rußland müssen selbständige politische Uebergangsglieder eingeschoben werden, die dem russischen Einflusse widerstehen können.

Es ist leicht einzusehen, daß diese Veränderungen schon das Programm der Politik Napoleons I. gewesen sind, Napoleon III. hat dasselbe von seinem Vorfahren geerbt. In der That, alle die oft wunderbar aussehenden Schwabjäger des ersten französischen Kaiser erhalten ihre vernünftige Bedeutung durch diesen zusammenhängenden Gedanken. Er hat keinen Anstand genommen, zur Vergrößerung der Vereinigten Staaten beizutragen.

Es ist leicht einzusehen, daß diese Veränderungen schon das Programm der Politik Napoleons I. gewesen sind, Napoleon III. hat dasselbe von seinem Vorfahren geerbt. In der That, alle die oft wunderbar aussehenden Schwabjäger des ersten französischen Kaiser erhalten ihre vernünftige Bedeutung durch diesen zusammenhängenden Gedanken. Er hat keinen Anstand genommen, zur Vergrößerung der Vereinigten Staaten beizutragen.

Man hat den Versuch gemacht, das System der Zwangsarbeit und des Zwangsens juradite ren können, welches in Rußland zu erneuerter Ausbildung gelangt ist und dem der politische Zustand Rußlands entspricht. Das westliche Europa wird unter allen Umständen zwischen Amerika und Rußland in der Mitte stehen, mit welchem Glück und welchen Erfolgen, muß man dahin abwarten lassen.

Während das monarchische Rußland und das republikanische Amerika sich als die beiden großen geographischen und zugleich politischen Gegenpole der politischen Welt verhalten, ist Europa, so weit es nicht ruffisch ist, zum Schuttpole des Widerstreites und der Wechselwirkung beider politischen Organisationsformen bestimmt, und aus dieser Wechselwirkung müssen mit Notwendigkeit sociale Gestaltungen hervorgehen, welche einen neuen Charakter entwickeln und einen eigenständlichen Fortschritt des Menschengeschlechtes bezeichnen. Man kann in Bezug auf die Auffassung und Ausföhrung der Staatsidee das Verhältnis kurz auf folgende Weise ausdrücken: 1. In Rußland wird zu viel regiert; 2. in den Vereinigten Staaten wird zu wenig regiert; 3. im westlichen Europa wird an der falschen Stelle zu viel, an der falschen Stelle zu wenig regiert und 4. schlecht regiert wird überall.

Der Widerstreit zwischen Staaten oder Staatensystemen, welche nach verschiedenen Prinzipien organisiert sind, kann indessen niemals ein bloßes Prinzipielles sein. In Gegenwart werden materielle Interessen, die freilich zum Theil, aber niemals ganz, mit den Prinzipien in Verbindung stehen, für ihr Verhalten in den meisten Fällen den Ausschlag geben. Aber der Widerstreit zwischen solchen Staaten oder Staatensystemen kann auch niemals als bloßes auf die Interessen beschränkt werden, ohne die Prinzipien zu berühren. Nach beiden Motiven in Verbindung müssen sich politische Grundgesetze und Grundsätze, Allianzen und Kriege richten. Dies gilt von den jetzigen europäischen Staatsverhältnissen, und gilt von dem Verhältnis der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Rußland und zum westlichen Europa. Zwischen den Vereinigten Staaten und Rußland besteht ein Widerstreit der Prinzipien, aber es ist noch kein Widerstreit der Interessen. Der Conflict ist daher bis jetzt kein unmittelbarer, sondern liegt nur in dem entgegengegesetzten Einflusse, welchen sie auf die Welt und namentlich auf das zwischen ihnen liegende Europa ausüben und immer mehr ausüben werden. Die Zeit des unmittelbaren Conflictes wird aber auch kommen.

Dieses zwischen ihnen liegende Europa aber muß in sich selbst wieder die Position der großen Weltmacht im kleineren Maßstabe wiederholen. Es stellt im Osten eine Gruppe von Staaten dar, die wir mehr oder minder unter dem Einflusse des russischen Prinzips sehen. Es hat im Westen, in Großbritannien und Irland, seinen historischen Zusammenhang mit dem amerikanischen Prinzip und seinen Uebergang zum amerikanischen Systeme und zwischen beiden liegt ein Centrum, welches für Europa ist, was Europa für die politische Welt; der Mittelpunkt und damit der Kampfpunkt der Extreme.

Dieses Centrum, nicht nur des europäischen Staatensystemes, sondern überhaupt des ganzen politischen Weltorganismus, ist Frankreich. Aber es kann keinen Augenblick unklar sein, daß für ein richtiges Gleichgewicht der europäischen Politik, — für ein Gleichgewicht, wie es von dem gegenwärtigen Weltverhältnisse gefordert wird, der Schwerpunkt zu weit nach Westen liegt, sowie überhaupt die ganze östliche Seite ein ungehöriges Uebergewicht erlangt hat und noch mehr zu erlangen droht. Dieses Gleichgewicht zu restituieren, ist die historische Tendenz, welche dem gegenwärtigen Kriege um Grunde liegt, — ob mit oder ohne vollkommener Arbeit des Bewußtseins, ist dabei gleichgültig. Es handelt sich in der politischen Welt um folgende Dinge, welche Prinzipien und Interessen gemeinschaftlich in sich fassen.

1. Rußland ist in der jetzigen Gleichgewichtsverhältnisse der politischen Welt zu schwer. 2. Der Schwerpunkt der politischen Welt liegt zu weit im Westen von Europa. 3. Der russische Einfluß hat einen zu breiten Fuß auf das nicht ruffische östliche Europa gesetzt. Und was muß also geschehen, um einen befriedigenderen Zustand herzustellen? 1. Rußland muß im Ganzen geschwächt werden. 2. Das Centrum Europas muß mehr nach Osten gerückt werden und mehr Gewicht erhalten. 3. Zwischen dieses Centrum und Rußland müssen selbständige politische Uebergangsglieder eingeschoben werden, die dem russischen Einflusse widerstehen können.

Es ist leicht einzusehen, daß diese Veränderungen schon das Programm der Politik Napoleons I. gewesen sind, Napoleon III. hat dasselbe von seinem Vorfahren geerbt. In der That, alle die oft wunderbar aussehenden Schwabjäger des ersten französischen Kaiser erhalten ihre vernünftige Bedeutung durch diesen zusammenhängenden Gedanken. Er hat keinen Anstand genommen, zur Vergrößerung der Vereinigten Staaten beizutragen.

Es ist leicht einzusehen, daß diese Veränderungen schon das Programm der Politik Napoleons I. gewesen sind, Napoleon III. hat dasselbe von seinem Vorfahren geerbt. In der That, alle die oft wunderbar aussehenden Schwabjäger des ersten französischen Kaiser erhalten ihre vernünftige Bedeutung durch diesen zusammenhängenden Gedanken. Er hat keinen Anstand genommen, zur Vergrößerung der Vereinigten Staaten beizutragen.

Es ist leicht einzusehen, daß diese Veränderungen schon das Programm der Politik Napoleons I. gewesen sind, Napoleon III. hat dasselbe von seinem Vorfahren geerbt. In der That, alle die oft wunderbar aussehenden Schwabjäger des ersten französischen Kaiser erhalten ihre vernünftige Bedeutung durch diesen zusammenhängenden Gedanken. Er hat keinen Anstand genommen, zur Vergrößerung der Vereinigten Staaten beizutragen.

### Stiemering über Texasische Zustände

Auf meine Kritik über die bisher erschienenen Bruchstücke seines Werkes über die Colonisation von Texas hat mir Hr. Stiemering noch mit keinem Worte geantwortet, das meine Verächtigung von Thatsachen und Zahlen widerlegt hätte, dafür hat er aber einen Artikel in Nr. 39 des „Pionier“ veröffentlicht, in dem er mich durchaus nicht persönlich angreift, er, der mir beständig vorwirft, daß ich ihn bloß persönlich angreife und nicht auf den Gegenstand der Discussion mich beschränke.

Dieser Artikel hat die allgemeine Ueberschrift „Texasische Zustände“ und beginnt mit der allgemeinen Betrachtung, daß die deutschen Hunter Texas nicht hermetisch hermetisch vergeschlossen hätten gegen alle Verträge über die bestehenden rechtlosen Zustände, die die Texasen passiren wollten.

In Stiemerings Briefen über Texas in der „Neuen Zeit“, in seinen Artikeln in Heinen „Pionier“, in seinen Beiträgen zu Meyers Monatsheften und vor Allem in seinem in Deutschland herausgegebenen Werke über die Colonisation in Texas haben dergleichen Verträge nicht nur die Grenzen von Texas, sondern auch selbst die Grenzen der Wahrheit angegriffen und angegriffen überschritten und Hr. Stiemering hat sich durchaus nicht über ein vermeintliches Verhältniß von Texas zu beschlagen.

In dem betreffenden Artikel sagt Hr. Stiemering ferner: „Daß die socialen und politischen Verhältnisse hier so unerquicklich seien, und so corrupt, und das zu großen Theil durch die Deutschen selbst, daß man mit gutem Gewissen Niemand hierher einladen könne, es seien denn diese halbverwahrlosten Menschen, welche nicht weiter als Brot und Fleisch suchen.“ Nichts aber sollte ihn abhalten sich rücksichtslos auszusprechen, selbst wenn sich die Drohungen vom Lynchen wiederholen sollten.

In welchem Staate dürfte man solche Blasphemien ungegrast ansprechen? — Wer sollte so unethisch sein um nicht einzuräumen, daß Hr. Stiemering gerade darauf anlegt, und daß ihm nichts willkommener wäre, als wenn er wegen seiner „eilen Ostinanz“ zum Märtyrer gemacht und als ein Vandalenstücker in einer Stadt des Nordens von seinem Verdienst um die Sache der Humanität hat von seiner Arbeit lassen könnte? Man lasse Stiemering ruhig in Texas, wo er durch sein Beispiel gezeigt hat, daß der verdorbene Mensch außer Brot und Fleisch, auch noch ganz besonders den Wollstuch liebt. Man lasse ihn zur Strafe in Texas, wo nach seiner eigenen Uebersetzung die Stiefelbürger, die Philister, zwar nur unter einem kleinen Theil der Deutschen am Ruder sind und mit einer Freiheit regieren, die um so unerträglich ist, je näher man die herrschenden Persönlichkeiten kennt. Die Zeit ist kein Mittel, sondern ihren Zweck zu erfüllen und weil man bekanntlich nicht mit Worten gegen Gift und Doh und nicht mit vernünftigen Gründen gegen Dummheit ankämpfen kann.

Der bewundert hier nicht diese erbärmliche Heldengröße, diese fast übernatürliche Moralität des eben erwähnten H. Stiemering? Wie wird er im Norden bewundert werden! — Oder ist Stiemering vielleicht so beneidender im Bewußtsein seiner Erbarmlichkeit, die es für Jeden, der sich blühenden Wohlstand für seine Worte zu wünschen, die so schimpflich machte, als wenn Jemand sich an einem Cretin vergreife.

Doch alles bisher angeführte aus dem Stiemering'schen Artikel war nur Einleitung, Preamble, Maske und zugleich eine capitatio benevolentiae gegen den Abolitionisten Heinen, der jetzt gern Etwas gegen die Deutschen in Texas aufnimmt, weil die Wölfe sowohl, wie die meissen Schafwäcker und angehenden deutschen Texaner an Heinen'schen zweifelhafte Umrisszeichnungen, sowie an seiner angebotenen Gesandtschaft keinen Gefallen mehr finden.

Nach dieser Einleitung kommt so ziemlich unermittelt, auf einmal, wie ein deus ex machina ein Urtheil über die Neu-Braunfelscher Zeitung bereinigt, durch die, nach Stiemering, die Weltkammerlei vieler tüchtiger Deutschgebildeter Elemente der Deutschen einen tüchtigen Gemeininn und eine kräftige Bewegung gegen die Annahme der Sklavemaschine heranzubilden, annullirt würde.

Nun ist Stiemering an den Punkt gekommen, auf den er von vorn herein hinführte, das ist nun des Pudels Kern: Lindheimer soll mit Roth beworfen werden, um sein unwiderlegbares Urtheil gegen das Stiemering'sche Buch nachzuweisen zu discrediren.

Die altem stellt sich zuversichtlich dieses Urtheil Stiemering's über die Neu-Braunfelscher Zeitung heraus, wenn man vergleicht, daß

er an den verschiedenen Stellen seines Werkes sagt: „Eine große Zahl gebildeter und wohlhabender Texasbewohner, welche die Hoffnung noch nicht aufgeben etc., aber ihre Wirkksamkeit nicht fast annullirt durch den kleinlichen und charakterlos wachen Redacteur der Braunfelscher Zeitung, der nur sich selbst und zuweilen den Pöbel vertritt.“

In dem langen darauf folgenden persönlichen Ausfall gegen mich liefert dann Stiemering wieder ein Gegenstück zu seiner leidlichen Colonisationsgeschichte von Texas. Es ist ein beschämendes Gefühl sich öffentlich einem Menschen, wie Stiemering, gegenüber verhalten zu müssen, einem Menschen, der aller Ehren bar in den öffentlichen Wissenschaften durch Hunderte von namhaften Unterschriften als ein tüchtiger gelehrter Gelehrter eingestuft ist. — Doch nicht um gegen mich zu verhalten, sondern um gegen den auswärtigen Publikum gegenüber um die Ehrenhaftigkeit und Glaubwürdigkeit des jetzigen Einheimers gegen den Schreiber der Texasischen Colonisationsgeschichte zu erklären, erlöste ich mich vor einem Ehrentage von jenem mir von Stiemering gemachten Vorwurf zu reinigen. Damit man aber keine Erklärung von mir nicht für bloßen Hochmut halte, so bitte ich die Leser meiner Zeitung mir zu erlauben die Unschuldigkeiten Stiemering's und meine Gegenweise vorzutragen zu dürfen.

1) „Ich sei ein Unglück für Neu-Braunfels und jede Stadt von den Gebildeten aller Parteien fast ganz allein mit meinen Ansichten da.“ Die Wahrheit über Unschuldigkeit dieser Behauptung Stiemering's kann ich nur durch Abkündigung meiner Mitglieder auszusprechen. Als hergeleitete Weg frage ich hiermit vor, ob diejenigen, die mit Stiemering's Meinung über mich einverstanden sind, mir gefällig ihre Namen zur Publication in der nächsten Nummer dieses Blattes senden mögen von welchem Ansehen ich die Herrn nicht um so mehr Gebrauch zu machen, als mir gerade von einer gewissen Seite schon ein Vorwurf gemacht worden ist, daß die Nr. 39 „parteilich sei und Mistbüchse nicht aufnehme.“

2) „Daß ich bald vereinen bald der andern Partei mich hingeebe, ganz wie meine persönliche Meinung über das Maß mit leide und daß ich meine Existenz gewissen Leuten verdanke, die ich jetzt in acht verbächtiger Weise mit Schmutz bewerfe.“ Die Neu-Br. Jg. war weder von einer noch für eine Partei gegründet worden. In einer Stadt von der Größe von Neu-Braunfels kann das Publikum keine zwei Weltblätter erhalten und schon deswegen liegt es außer Frage, daß der Herausgeber der Nr. 39 gar keine schroffe Parteilichkeit in seinem Publikum wünschen konnte, noch zu weniger, daß er selbst seinen sammenvollen Zustand der Zerrissenheit überbrachte. Die vielen Ansehen bei der Vermählung im blühenden Contingent am 5. November 1853, unsere Briefe betreffend, werden bezeugen müssen, daß nicht ich die damals eintretende Spaltung veranlaßte.

Daß ich Leute, denen ich meine Zeitung verdanke, in dieser Zeitungsangewandtheit mit Roth beworfen habe, kann ich nicht entschuldigen, muß also Herrn Stiemering hier meinem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, um so mehr, da ich Niemand mit Roth beworfen oder beschimpft habe, auf jeden Fall keine der Herren, denen ich nach Stiemering's Meinung meine Zeitung zu verdanken habe, und unter welchen noch namentlich solche sich befinden, für die ich die Prof. unterzeichnete Summe aus meiner Tasche bezahlt habe.

3) „Dieser Lindheimer brüht sich der Vertreter der deutschen Bevölkerung von Westexas zu sein.“ Wenn das der Fall wäre, dann hätte ich an die Spitze der Zeitung nicht gesetzt „Ein Organ“, sondern „Das Organ“ von Westexas. Nach hätte ich mich dann nicht beschreiben bloß den Herausgeber, sondern den Redacteur genannt. Ich glaube, daß bei den vielen geistigen Ressourcen in untrer Colonie und bei den gegebenen Verhältnissen von Mitwirkung, es am meisten sei, einen einzelnen Namen voranzustellen, wo die abschließliche Zeitung ein Ausdruck des herrschenden Geistes unserer ganzen Population sein sollte.

4) „Dem Prinzen Solms hat Lindheimer im wahren Sinne des Wortes seine Existenz zu verdanken. Er bekam von ihm mehrere Stadtpläne in Neu-Braunfels zum Geschenk.“ Wie es sich mit der Existenz verhält, ist dem Prinzen Solms zu verdanken, daß das kann man unter Anderem in den Büchern des Prinzen sehen, wo zu lesen, daß ich gleich bei meiner Ankunft in Caracas von Dr. Heine die Schiffsfahrt für die von Neu-Orleans für den Verein angekauften Wagen be-

\*) In dieser Stelle, die mir nicht überlassen, ist auf jeden Fall ein Fehler in der englischen Uebersetzung.

\*) In dieser Stelle, die mir nicht überlassen, ist auf jeden Fall ein Fehler in der englischen Uebersetzung.



